



Abend -

Zeitung.

227.

Dienstag, am 22. September 1829.

Dresden und Leipzig, in der Arnoldischen Buchhandlung.
Verantw. Redacteur C. G. Eb. Winkler (Eb. Hell.)

Der Raubmörder.

(Fortsetzung.)

12.

Um vollständigen Aufschluß über das schlechte Zeugniß zu finden, welches dem Unglücklichen von denjenigen ertheilt wurde, unter deren Augen sein Leben so lange geführt worden, werden wir abermal in Georg's frühere Zeit zurückkehren müssen. Für die Wissenschaften ausgebildet, war er, wie schon erwähnt worden, nach seines Vaters Tode, im zwölften Jahre auf des Oheims Gut gekommen. Dieser hatte ihm jedoch sogleich den Wirkkreis angewiesen, in dem sich Georg späterhin so hervorgethan. Mit den mannigfachen Vorkenntnissen, aber in einer der dortigen Gemeinde ganz fremden, seinen Lebensart entstand vom Anfange an eine große Kluft zwischen der Jugend, selbst der reichen Güterbesitzer und dem neuen Ankömmlinge. — Es gab unter ihnen fast keine Berührung als die Landwirthschaft. Allein so fremd auch Georg im Praktischen derselben war, so hatte doch ihr anfänglicher Hohn darüber nur wenig Dauer, da er mit Hilfe seiner Anstrengungen sie in ihrem Wissen darin in Kurzem völlig überflügelte. So lange als möglich zögerten sie zwar, sich solches einzugestehen, endlich aber lag es allzu klar am Tage. Bald warfen einige reiche Besizer darum einen besondern Haß auf Georg, weil durch seine kluge und umsichtige Bewirthschaftung ihnen die Lieblings-Speculation auf Erwerbung

des Gutes zu Grunde ging. Der Schulze hatte die an die seinigen grenzenden Felder bei der gehofften Versteigerung um einen Pappenspiel an sich zu bringen gedacht, während der andere Nachbar ähnliche Absichten auf die Wohn- und Wirthschaftgebäude hegte und bloß dieserhalb die seinigen auszubessern von einer Zeit zur andern verschob.

Das alles vereitelte die Regsamkeit eines, nach dem Ausdrucke des Schulzen, dahergelaufenen Bettlers. Als dieser nach des Oheims Tode Selbsteigenthümer und das Gut allmählig ganz schuldenfrei wurde, mußte sich wohl in ihnen jeder Gedanke an die Erfüllung ihrer früheren Wünsche verlieren. Jetzt war die Sache von anderer Seite anzugreifen. Beide Nachbarn hatten Töchter; wie wenn durch eine Heirath des jungen, angenehmen Mannes sein Gut zu gewinnen seyn sollte? Der Gedanke stieg zuerst in dem Schulzen auf. Er bat daher Georgen an Festtagen in sein Haus und dieser bemühte sich, solch ein Wohlwollen durch Traulichkeit zu erwiedern. Kaum merkte der andere Nachbar die Absichten des Schulzen, so suchte er ihn in ähnlichen Beweisen seiner Freundschaft zu überbieten.

Während so beide Nachbarn im Auswerfen der Angel nach ihm wetteiferten, besuchte ihn eines Nachmittags der neue Justitiar mit seiner Tochter. Der artige Mann bezeugte Georg's von allen Fortschritten der Kultur zeugenden Anlagen, die man ihm gerühmt hatte, den größten Beifall und daß die Tochter des

Vaters Meinung mit Wärme beizutreten schien, gefiel dem Gutsbesitzer doppelt, weil Bertha wirklich ein allerliebsteß Figürchen von sehr graziösen, einnehmenden Manieren war. Seit den in feineren Verhältnissen verfloßenen ersten Jahren seines Lebens erinnerte sich Georg keines solchen Mädchens. Bertha erschien ihm wie ein reizender Traum aus der Knabenzeit, welcher jetzt plötzlich im Zustande der Verklärung, und zwar verwirklicht, vor dem jungen Manne aufstieg. —

An die Möglichkeit seiner Verheirathung mit einer der Nachbartöchter hatte er noch nie gedacht; bei Bertha hingegen fiel ihm diese Möglichkeit allerdings ein. Wenigstens war ihm bis dahin keine einzige noch Unversagte vorgekommen, mit der er lieber als mit ihr, den gemeinschaftlichen Gang durch das Leben gewagt hätte. Denn diesen Gang allein zu versuchen, wie er späterhin, nach Flora's Abfall, am thunlichsten fand, dazu fehlte ihm früher die Neigung schon darum völlig, weil er eine Hauswirthschaft, wie die seinige, ohne Hausfrau als die größte Unvollkommenheit betrachtete.

Der Justiciar schien den neuen Bekannten, dessen jetzigen Besitz und die in seiner Kenntniß, Einsicht und Thätigkeit liegenden Quellen zur fortdauernden Vermehrung derselben richtig zu würdigen und zu glauben, daß ein Mann dieser Art als Gatte seiner Tochter vielen Anderen vorzuziehen sey, zumal wenn das sehr vorzügliche Aeußere und eine Bildung und ein Zartgefühl mit in Anschlag gebracht wurden, die in seinen Verhältnissen eine höchst seltene und daher eben so erfreuliche Erscheinung waren. Er kam daher Georg's Bestreben nach Fortsetzung dieser neuen Bekanntschaft auf alle Weise entgegen.

Allerdings trat bei dem jungen Manne im Laufe zu seinem Ziele ein Stillstand ein, als er wahrnehmen mußte, daß Bertha sich bis dahin um die wirthschaftlichen Angelegenheiten des Hauses ihres Vaters nicht im Mindesten bekümmert hatte, daß sie einer hochbejahrten Verwandten diese Sorge ganz allein überließ und ihre Geschäftigkeit auf halb überflüssige Sachen, wie Stickereien und dergleichen, beschränkte. Das galt Georgen allerdings wenig mehr als geradezu die Hände in den Schooß legen, und eine solche Frau, in seinen Verhältnissen, war ihm sonst immer als das widersinnigste Geschöpf erschienen. Allein Bertha fühlte offenbar selbst, daß er diese Ansicht von ihr gewinnen müsse. Sie fühlte, daß das Unnütze ihrer zeitherigen Beschäftigung der Entschuldigung gar sehr bedürfe.

Daher legte sie eines Tages die Schuld davon hauptsächlich dem Vater zu, der ihr, aus zu großer Liebe, alle Sorgen der Haushaltung ersparen wolle, ohne zu bedenken, daß dabei die höchst peinliche Empfindung, den Pflichten ihres Geschlechts nicht gehörig nachzukommen, oft die süßesten Stunden der Einsamkeit ihr verbitterte und eine Leere in ihr erzeuge, durch welche sie in ganz eigentlichem Verstande unglücklich werde.

Die Thräne, die hierbei der geübten Schauspielerin in's Auge trat, vollendete den mächtigen Eindruck dieser Rede auf Georg. Dazu kamen noch gelegentlich eine Menge Hindeutungen auf ihre ungemaine Vorliebe für die Geschäftigkeit in einer ländlichen Oekonomie, so daß unser Landwirth, bei solch einem trefflichen Willen, die noch völlige Unkenntniß aller wirthschaftlichen Vorkenntnisse ihr übersehen zu können glaubte, da Bertha, aus Neigung zu ihm — denn daß sie diese hatte, ließ sich unmöglich verkennen — das ihr hierin Mangelnde gewiß in Kurzem nachholte. Er war daher fest entschlossen, bei der nächsten passenden Gelegenheit förmlich um ihre Hand anzuhalten.

(Die Fortsetzung folgt.)

P e s e f r ü c h t e.

Eines Abends um zehn Uhr dictirte Napoleon noch als erster Consul seinem damaligen Secretair, dem Herrn v. Bourrienne, eine diplomatische, höchst wichtige und dringende Note für den Minister Talleyrand, der zugleich schriftlich veranlaßt ward, am folgenden Morgen zu erscheinen. Jener händigte die Depesche, wie gewöhnlich, dem diensthabenden Offizier zur Bestellung ein. Talleyrand kam jedoch erst in der Mittagstunde und versicherte, die Schrift heute am Morgen erhalten zu haben. — Napoleon — erzählt Bourrienne — klingelte sofort, um mich rufen zu lassen, verletzte sich, zu Folge der Heftigkeit des Zuges, die Finger am Simse des Kamin's, fragte, als ich eintrat, scheltend und auffahrend nach der Ursache der Versäumniß und befahl mir, sie zu untersuchen. Ich ging und brachte ihm den Bescheid, daß man den Herrn von Talleyrand weder im Ministerio noch zu Hause, noch an irgend einem Orte, wo er gewöhnlich zu seyn pflege, getroffen habe.

Fast erstickend vor Jähzorn, dessen Ausbruch der Gleichmuth des Ministers zurückhielt, sprang Bonaparte auf, eilte selbst in den Wachsaal und setzte den

Offizier vom Dienste so ungestüm zur Rede, daß dieser nur stammelnd und unbefriedigend antwortete und damit Uebel ärger machte. Ich hatte den Consul begleitet, ich kehrte nun mit dem Tobenden zurück, sprach zur Sühne und bat ihn, sich zu beruhigen, da die Sache ja im Grunde von geringer Bedeutung sey. Er aber ward nur grimmiger, wozu vielleicht der Anblick der blutenden, fortwährend beschäftigten Hand beitrug, strampelte und geberdete sich wüthender als ich ihn je gesehen und warf die Thüre so gewaltsam zu, daß sie mir, wäre ich ihr um wenige Zolle näher gewesen, das Gesicht zerschlagen mußte. Dieser wirklich krampfhafte Zustand riß ihn überdies, in Gegenwart des Ministers, zu dem unerträglichen Ausrufe hin: „Lassen Sie mich in Ruhe, Sie sind ein dummes Thier!“ (Napoleon sagte eigentlich: f.. bête.) Auch mich ergriff bei dieser unerhörten Rede dieselbe Wuth, blitzschnell und eben so hastig als er die Thüre zugeworfen, riß ich sie wieder auf, schrie, alle Fassung verlierend: „Sie sind hundertmal dümmer als ich!“ — machte sie dann wieder zu, eilte in mein Zimmer hinauf und schrie:

„General! der Zustand meiner Gesundheit erlaubt mir länger nicht, meine Dienstverrichtungen bei Ihnen fortzusetzen, ich bitte Sie deshalb, den Abgang zu genehmigen.

Bourrienne.“

Da Bonaparte bald darauf in Duroc's Begleitung austritt, so legte ich das Blatt auf seinen Tisch, wo er es bei der Heimkunft fand und nach der Durchsicht rief: „Genehmigt!“

Josephine und Hortense, die guten Genien, leisteten indeß nach wenigen Tagen die Versöhnung ein. Bourrienne ward zu dem Consul gerufen. — „Schmolzen Sie noch?“ fragte der Lächelnde, faßte ihn am Ohre und sprach, ihn an diesem zum Schreibtische führend: „Da nehmen Sie Platz!“

S.

Die Brasilianischen Panzerröcke.

In den meisten Gegenden Brasiliens, wo die Bodekuden leben, findet ein Krieg auf Leben und Tod mit diesen Wilden Statt. Die Portugiesen machen Jagd auf sie wie auf wilde Thiere. Selten verschonen sie kaum des Säuglings an der Mutterbrust. Natürlich nehmen die Wilden an den europäischen Barba-

ren *) auch wieder Rache, so viel und so oft sie können, und sind wieder ihre gefährlichsten Feinde, besonders da sie zugleich treffliche Schützen sind, deren Pfeile eben so weit als sicher treffen und mit einer unglaublichen Kraft ihr Ziel durchbohren. Aus dem letzten Grunde hält man auf allen portugiesischen Quarteln oder Feldposten eine größere oder kleinere Zahl von Panzerröcken. Dieselben sind von Baumwollenzeuche und mit mehreren Lagen baumwollener Watte dichtgestopft. Sie haben einen hohen, stehenden Kragen, der den Hals deckt, und gehen bis an's Knie herab. An heißen Tagen sind sie freilich sehr lästig. Wenn nun ein Quartel den Signalschuss gibt, daß Bodekuden gesehen werden, muß jeder Soldat zum Gewehr greifen und die, welche den Panzerröck anziehen, haben den ersten Angriff zu machen, da auch, in der Nähe abgeschossen, der Pfeil fast stets im Röcke stecken bleibt, sehr selten aber bis zum Körper durchdringt. Selbst Kugeln gehen in einiger Entfernung nicht leicht durch. In manchem Quartel gibt es 8, in andern 4, in manchem nur einen solchen Röck, je nachdem der Posten stark besetzt ist.

*r.

Mein heiliges Land.

Wo Memphis, Athen und Rom einst stand,
Das nennt der Antiquar sein heiliges Land;
Dort ist jed' Stück Erd' ihm ein klassischer Boden;
Dem weihet seine Lyra die herrlichsten Oden —
Doch darin sind er und ich Antipoden.

Wo im Vaterhaus einst meine Wiege stand —
Wo ich knüpfte der Liebe heiliges Band —
Wo ich Thränen wein' unvergeßlichen Toden —

Das ist und bleibt mein klassischer Boden;
Dort findet Erinnerung mein heiliges Land.

Richard Noos.

*) Wie grausam und barbarisch die Portugiesen handeln, kann man sich kaum vorstellen. Man muß darüber Bollmer's Gemälde der Tropenländer und die Reise des Prinzen von Neuwied nachlesen. Ein Pfanzler ließ Kleidungsstücke von Blatternkranken in den Wald stecken, diese Seuche unter den Wilden zu verbreiten; ein Anderer lud eine eiserne Kanone mit gehacktem Blei und Eisen, die durch ein angebrachtes Flintenschloß losging, als die Wilden auf den Strick in der Nähe traten, und gegen dreißig verstümmelte zc.

Nachrichten aus dem Gebiete der Künste und Wissenschaften.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Berlin.

(Schluß.)

An dem Abende, als ich zuletzt in Tivoli war, lernte ich unter andern Fremden den Dr. Kottler kennen, welcher früher hier zu Berlin als Arzt practicirte, besonderer Verhältnisse wegen nach Brasilien ging, dort beim Kaiser als Leibmedicus angestellt wurde, und jetzt aus Rio Janeiro hierher in zwei Monaten die Reise zurückgelegt hat. Er wird den Winter über bei seinen hiesigen Verwandten verweilen und dann nach Brasilien zurückgehen. Dem Vernehmen nach soll übrigens dort die deutsche Literatur manchen guten Fortschritt machen. Viele Deutsche darunter sind daselbst im besten Ansehen, und unser thätiger Landsmann, der hiesige Buchhändler und Leihbibliothekar Fernbach, der in vielen deutschen Städten Filiale seiner großen, vortreflich eingerichteten Journal-Cirkel hat, ist mehrmal mit Sendungen deutscher Zeitschriften nach Brasilien beauftragt worden.

Die übrigen Merkwürdigkeiten aus unserer Residenz werden Ihnen Ihre Correspondenten gewiß sorgfältiger melden als ich es könnte. Ich will denselben daher nicht vorgreifen, sondern bemerke nur noch, daß unter den hiesigen literar. Neuigkeiten der Berliner Musen-Almanach für 1830 zwar anfangs viel Aufsehen gemacht, aber allem Anscheine nach den erregten Erwartungen gar nicht entsprochen hat. Die Spenden aus dem Archive des Sonntags-Vereines, welche zum Besten der Ueberschwemmten erschienen sind, enthalten vieles Gute und erfreuen sich einer ausgedehnten Theilnahme.

Zum Schlusse noch die Bemerkung, daß Moses Mendelssohn's Geburtstag hier sehr eifrig, besonders von der Gesellschaft der „Freunde“ gefeiert worden ist.

D.

Aus Frankfurt a. M.

Am 3. Sept. 1829.

Paganini ist hier und entzückt, bezaubert, erhebt und — ärgert Alles durch sein Spiel. Er entzückt die Dilettanten, denen sich in seinen Flageolet-Tönen der Himmel öffnet, er bezaubert die auch nicht musikalischen Damen mit dem Zauberstabe seines Bogens, er erhebt alle Zuhörer auf der ungeheuern Scala seines Tonumfanges und ärgert alle übrigen Geiger, weil sie es ihm nicht nachmachen können, und nebenbei auch ernste Kunstkenner, die ihm die Lazzi zwischen sentimentalischen Thränen nicht verzeihen wollen. Noch im vorigen Jahrhundert wäre Paganini, im Canton Glarus, sicherlich als ein Hexenmeister verbrannt worden, wie die arme Magd, die ihrer Herrschafttochter Stecknadeln in den Leib gezaubert haben mußte. Wer weiß, was noch jetzt geschähe, wenn Glarus Reize für einen solchen Künstler besäße und ein Besuch daselbst die Mühe lohnte! Auch hier wird er als ein unbegreiflicher Zauberer angestaunt, aber wenn eine Blut feinetwegen angeschürt wird, so ist es die der Begeisterung, die bekanntlich keine schmerzhaften Wirkungen hervorbringt.

Vor dem Ritter Paganini bezauberte Dem. Peché, die ihre Anstellung in Darmstadt nach deren Verlauf verlassen und bei uns Gastrollen gab, Alt und Jung. Es ist bekannt, wie sie auch früher A. W. v. Schlegel bezaubert hat, so daß er ihr eine Art von Lehrbrief mit in die Fremde gegeben. Wenn sie diesem nun auch vor strengen Richtern nicht ganz entsprach, so bleibt sie immer doch eine höchst liebliche Erscheinung, die bei körperlichen Reizen und anziehender Jugendfrische ein verständig geordnetes, anmuthiges Spiel besitzt. Freilich erreicht sie in diesem bei weitem noch nicht unsere Lindner, allein wäre es möglich gewesen, sie unserer Bühne zu gewinnen, so hätten doch viele jugendliche Rollen, die jetzt in Händen von Anfängerinnen sich befinden, eine mündige Darstellerin erhalten. Auch auf Dem. Peché's fernere Ausbildung hätte das Vorbild einer Lindner gut wirken können.

Die Messe ist im Beginnen, die Kaufleute tragen die Brust voll Hoffnungen, die Zollwächter an den Grenzen möchten Argusaugen haben, um alle Kisten der Schmuggler zu durchschauen. Drohend steht uns Offenbach mit seiner Messe gegenüber, wie der Hund, der den Mond anbellt, ohne ihm doch schaden zu können. Wir haben nicht Nürnbergs Witz, nicht Augsburger Kunst, aber wir haben Geld, und das bleibt der Anziehungspunkt in allen Zeiten und Messen. Das weiß auch Herr de Bach, und deshalb ist er wieder gekommen mit seiner Reiter- und Equilibristen-Gesellschaft und wird noch oft wiederkommen und immer Frankfurt den Vorzug vor Offenbach geben. Als neue Mesoper soll Auber's „Braut“ aufgeführt werden, die weder in Paris noch auch, so viel wir wissen, in Berlin großen Beifall gefunden hat.

Unser Dampfschiff „die Stadt Frankfurt“, schwebt noch immer keck und fröhlich den Main hinab nach Mainz; von dort aber kehrt es jedesmal, wie mit gelähmten Flügeln, zurück und thut es dem gewöhnlichen Marktschiffe wenig zuvor. Ob der Winter die Gasbeleuchtung wiederbringt, scheint noch sehr zweifelhaft. Eine Subscription, welche zur Deckung des Unternehmens herumgeht, soll nach dem einmal mislungenen Versuche wenige Theilnehmer finden. Wir glauben, daß die erste Anlage des Ganzen verfehlt worden ist, daß die Hauptrohren in den Straßen zu weitläufig sind und also bei weitem mehr Gas verbrauchen als nöthig. Auch sind sie sehr tief in die Erde gelegt, wodurch die Erforschung eines eben hier entstandenen Schadens sehr erschwert wird. In London liegen die Röhren nahe an den Häusern und es braucht bloß eine Platte aufgehoben zu werden, um zu ihnen zu gelangen.

Als ein großartiges Unternehmen, das den städtischen Behörden und dem Gemeinfinne der Bürger gleiche Ehre bringt, darf die Anlage der neuen Wasserleitung vor dem Eschenheimer Thore betrachtet werden. Der Bau der großen unterirdischen Kammern, des mächtig gewölbten Wasseraanges selbst, erregt mit allem Rechte Staunen und Bewunderung. Für einen großen Theil der Stadt, der bisher Mangel an gutem Trinkwasser litt, ist dieses Werk von bedeutendem Nutzen.

(Der Beschluß folgt.)

(Nebst einer Beilage von der Neuen Günter'schen Buchhandlung in Glogau und Lissa.)